

*Entwurzelung,
Versöhnung,
Verwurzelung*

Moritz Nestor

*Vortrag an der Sommerakademie
und Symposium
„Verwurzelung - Entwurzelung“
vom 12. bis 21. August 2004
in Rees am Niederrhein*

Zeuzikon, Schweiz

im Juli 2004

*Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut
In der wir untergegangen sind
Gedenkt
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht
Auch der finsternen Zeit
Der ihr entronnen seid.
[...]
Ihr aber, wenn es so weit sein wird
Dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist
Gedenkt unsrer
Mit Nachsicht.*

BERTOLT BRECHT: An die Nachgeborenen

Verehrte Anwesende

Wenn ich Ihnen zum Thema dieser Tagung einen sehr persönlichen Beitrag halte, folge ich damit der Überzeugung, dass Geschichte nur verstehbar wird, wenn man jeden einzelnen Menschen in seiner historischen Situation, in der er gestanden hat oder steht, und unter den Bedingungen, unter denen er erzogen und gebildet worden ist, *unvoreingenommen* und *bedingungslos sachlich* anschauen kann und wenn man sich in ihn und sein Handeln mit *frei schwebender Aufmerksamkeit* hineindenken und ihm in *freier Fühlungnahme* begegnen kann.

Der Historiker muss in erster Linie Mitmensch sein - vielleicht sogar mehr als jeder andere, dem er berichten will, was er weiss. Ehe dies nicht getan ist - Und es ist ein Recht, worauf jeder Mensch Anspruch hat, dass er so verstanden wird, wie er wirklich ist oder war. - soll niemand über einen Menschen urteilen, geschweige denn ihn verurteilen. Schon gar nicht die Toten. Das ist meiner Meinung nach die menschliche Haltung, die uns die Geschichte lehren kann.

Genau dies aber hat meine Generation der in den 50er und 60er Jahre Geborenen so herzlich wenig berücksichtigt, als es um die Frage ging, warum unsere Eltern *Hitler* nachgelaufen waren. Hat sie aber auch kaum dort berücksichtigt, wo es darum geht, warum wir, die Nachgeborenen, 1968 oft so schnell vom hohen Ross herab und arrogant urteilten und verurteilten, warum wir selbst den Rattenfängern unserer Zeit nachliefen, den *Maos* und *Marxens*, den *Dutschkes*, *Trotzkis*, *Stalins*, *Lenins* und *Mandels* und wie sie alle hiessen. Auch wir betrachten u n s selbst heute so selten nach dieser Maxime der Menschlichkeit. Hatten wir Achtundsechziger und Spätachtundsechziger nicht vieles genau so gemacht wie unsere Väter, die aus unabgeklärten Gefühlen und Konflikten heraus *Hitler* nachgelaufen waren? Diese Frage durfte und darf heute kaum gestellt werden – um nicht zu sagen gar nicht. Die den heute zur Schule Gehenden gelehrte Geschichte von 1968 folgt nur zu oft in bitterer geschichtlicher Ironie dem dialektischen Satz von 1968: *Die herrschende Geschichte von 1968 ist die Geschichte der herrschenden 68er.*

Wer an Geschichte herantritt, muss zuallererst den Hochmut des später Geborenen ablegen. Ohne eine eindenkende, einfühlende, mitmenschliche Grundhaltung kann man weder die eigene Geschichte, unter der man gross wurde und aus der heraus man lebt, zur Kenntnis nehmen, ohne einseitig zu werden. Und man kann nicht mitmenschlich gerecht über

seine Vorfahren und ihre Leistungen urteilen, weil man alles, was man erfährt, in das Prokrustesbett einer ideologisch vorgefassten Meinung zwingt.

Ich kenne aus der Nachkriegsgeschichte nach 1945 keinen Versuch von grösserer volkerzieherischer Tragweite, die Handlung der Kriegsteilnehmer von 1939 bis 1945, die Handlungsweise unserer Väter und Mütter, die – ich mag den Satz fast nicht aussprechen, denn er ist so verdorben gebraucht worden – einem Irren nachgelaufen sind, ich kenne keinen nennenswerten Versuch, die Generation der Teilnehmer des *Zweiten Weltkriegs* so zu sehen, wie sie wirklich war. Alle Ansätze dazu scheinen mir schnell untergegangen zu sein im scharfen Kampfklima, das die Auseinandersetzung um die Frage, was „Aufarbeitung nationalsozialistischer Vergangenheit“ denn sei, von 1945 an beherrschte. Sei es getragen von der Kollektivschuldthese. Sei es von den Nacherziehungsprogrammen der Siegermächte. Sei es von der Faschismuskeule des Kalten Krieges oder der Kulturrevolution von 1968. Und ich bin Teil dieser Geschichte, aus der ich Ihnen heute, als Zeitzeuge sozusagen, berichten will. Ich hoffe, es gelingt mir, so gerecht zu bleiben, wie nötig.

Als mein Vater 1932 – er hat mir das einmal in einem bewegenden Brief erzählt, als er mich davor bewahren wollte, den gleichen Fehler wie er in den Zwanzigerjahren zu machen – 18 Jahre alt war und begeisterter Anhänger von *Hitler*, in dem er den neuen Messias sah, der Deutschland aus der „*Schmach von Versailles*“ befreien sollte, da pöbelte er einmal auf offener Strasse einen alten Juden an, dem das Haus gehörte, in welchem er in der *Uferstrasse 26* in *Görlitz* mit seinen Eltern zur Miete wohnten: Sie mit ihrer Religion hätten abzdanken, das Wahre, Bessere Neue sei ihre „*Religion von Blut und Boden*“. Der Jude blieb kühl und entgegnete dem arroganten Gymnasiasten, dieser solle nur aufpassen, eines Tages werde der von ihm so geschmähte Gott ihn mit dem kleinen Finger anrühren, dann werde er es merken. Als dann Papa im tiefen russischen Winter 1942 als Offizier, mit klopfendem Kopfschuss, erfrorenen Füßen und 41 Grad Fieber auf einen Schlitten gebunden, nachts zwischen den russischen Linien hindurch aus dem Kessel von *Tschertkowo* gerettet wurde, während am nächsten Morgen die russischen Panzer über die zurückgelassenen verwundeten Mannschaften Slalom fuhren, da dachte er als erstes an die Worte des alten Juden, und er bekam er eine erste leise Ahnung, welche Folgen seine Arroganz damals hatte.

Wieviel unterscheidet die Arroganz des jungen *Edgar*, so hiess mein Vater, von 1932 von der Arroganz der Kulturrevolutionäre von 1968 – von uns!? Warum zogen wir 1968 *Marx*, *Che Guevara* hinterher? Oder einem „menschlichen“ *Marx*, den man uns zunächst Zögernden hingebogen hatte. War das so anders? Ja, es war anders! Und doch war es auch gleich. Ich kann mich heute wieder finden in den Gemütsbewegungen des jungen Mannes, der mein Vater 1932 war. Und darüber will ich hier berichten.

Die Frage, warum Menschen imstande sind, Rattenfängern hinterherzulaufen und, von unmenschlichen Ideologien geblendet, die Welt „verbessern“ wollen, indem sie ganze Völker, Klassen oder Rassen ablehnen, herabsetzen, vernichten wollen oder es tun, gilt natürlich auch für die Generation der „68er“. Oder wollen wir Heilige sein? Wir, die wir uns mit heiligem Eifer über die Generation unserer Eltern stellten, sie scharf ablehnten und glaubten, wir hätten es bestimmt besser gemacht, wenn wir damals gelebt ... hätten ... hätten. - oder nicht hätten, denn im Geheimen waren wir oft gar nicht so sicher, ob wir uns einem Befehl widersetzt hätten, von dem wir eben noch empört gefordert hatten, hier hätte man sich doch wenigstens wehren können!

Als ich, 29-jährig, im Oktober 1980 an der Leiche meines Vaters stand, versuchte ich in mich hineinzuhören, was ich für diesen Menschen empfand. Ob ich diesen Mann geliebt hätte. Ob ich positive Gefühle hätte für ihn. Und ich fand in mir nichts. Ob ich ihn hätte lieben wollen? Ich wusste es nicht. Ob ich es hätte gerne wollen? Es war in mir nichts. Wie ich – damals! – empfand. Ich schämte mich nur. Sehr tief. Wenn schon lebend nicht - was aufgrund dessen, was vorgefallen war, nicht so leicht war - aber wenigstens den verstorbenen Vater ehren, lieben, wie man das normalerweise tut. Weil er der „erste Mensch“ im Leben ist, wie *Camus* das Buch über seinen Vater genannt hat.

Wie sehr wand ich mich als Kind immer, was Vater nie verstand, wenn er mich doch nur versuchte dazu zu bringen zu sagen: „*Du sollst Deine Eltern lieben.*“ Ich brachte das öffentliche Bekenntnis nie laut über die Lippen. Erschreckt war darüber der Vater, wie er mir später einmal erzählte, und probierte es immer wieder ohne Erfolg. Was war mit seinem Sohn, dass der dieses göttliche Gebot nicht aussprechen wollte? Er wollte es mit Gewalt erzwingen. Und diese Gewalt liess mich verstummen. Weder er noch ich wussten warum. Ich erschrak unter seinem Drängen, wie schlecht ich anscheinend war, dass man mich dazu anhalten musste, laut zu sagen, was doch selbstverständlich war: Ich liebte doch meine

Eltern – oder nicht? Ich wusste es dann nicht mehr. Welcher Teufel steckte in mir, schloss der kleine Moritz, dass er nicht sagen wollte, was doch so heilig war! Und warum, schoss es durch den 29-jährigen Moritz, konnte ich hier an der Leiche des Vaters, der nichts mehr tun konnte, der auf einmal so klein war, in sich zusammengesunken, nichts empfinden. Wie war ich doch schlecht! Fragte man mich damals, als mein Vater starb, aber auch viele Jahre danach noch, ob ich Vaters Sohn gewesen sei, bekam man ein ehrliches Zögern, denn ich wusste es wirklich nicht, ohne mir dabei bewusst zu sein, wie sehr ich mich damit noch von ihm distanzierte. Zwischen mir und dem Toten damals, 1980, auf der Bahre stand immer noch die Kulturrevolution von 1968.

Heute, im Jahre 2004, da ich diese Zeilen schreibe, „weiss ich“ (das heisst, ich lasse es in mir mit allen Konsequenzen gelten) etwa seit sechs bis sieben Jahren, dass ich, der 1951 geborene Älteste, sein Sohne war, kann mir ohne Vorbehalt zugestehen, dass ich ihn als Kind verehrt und geliebt habe, so werden sollte wie er. Etwa 30 Jahre, davon 12 Jahre zu Vaters Lebzeiten, hauste in mir der Groll auf ihn - und: die Selbstablehnung gegen mich. Vorder- und Rückseite der gleichen Medaille. *Denn ohne nicht selbst schweren Schaden an der Seele zu nehmen, lehnt niemand den ersten Menschen seines Lebens ab, der ihn gewollt hat, der in ins Leben gezeugt hat, ihn geliebt hat und den das Kind geliebt hat und mit dem es sich bedingungslos identifiziert hat: Um ganz Mensch werden zu können und um zu lernen, wie man in der Welt leben kann und was Mitmenschlichkeit und Werte sind. Lehnt er diesen Menschen ab, lehnt er auch sich und seine Geschichte ab. Die Wut auf meinen Vater hatte gewiss ihre verstehbaren Gründe. Die Strenge seiner Erziehung drückte so vieles von dem kleinen Kind, das er gerade dadurch gross und stark machen wollte, wieder nieder - obwohl er gerade das gar nicht wollte. Aber seiner Zeit, aus der er kam, war es selbstverständlich, das: „Wer sein Kind liebt, züchtigt es.“ Wie sollten andererseits die kindlichen, unreifen Geisteskräfte dieses Paradoxon verstehen. Dass der, der mir wehtut, anschreit, rot vor Wut wird, weil ich einen Fehler gemacht habe, mich liebt? Seine Gewalt und seine Affekte waren, als hasse er mich, was ich mich freilich nicht zu sagen traute – bis 1968! Der schreckliche Preis aber, den der Pubertierende mit der Wut auf den Vater zahlte, mit der er sich 1968 aus der Position des geschlagenen Kindes heraus über ihn schwang und sich von ihm losriss und gegen ihn stellte, war, dass ich nicht nur das Schädliche, Nutzlose ablehnte, was ich von ihm abgeschaut hatte: die Arroganz, das Besserseinwollen, das Kämpfen, die Gewalt, sondern auch alles Positive. Ich erschrak, wenn ich anderen Menschen Gewalt antat, tat es aber trotzdem immer wieder. Und ich war vor*

*meinem inneren Urteil nun nicht nett und charmant, wie ich geworden war, weil mir das beim Vaters so gefallen hatte. Das durfte nicht sein. Und ich empfand nett sein als krieche-
rische Unterwürfigkeit. Es durfte überhaupt nichts mehr von ihm in mir sein. Selbständig-
keit und Freiheit verkamen so zur Wurzellosigkeit. Ich, der nicht sein wollte wie der Vater,
war doch sein ihm so wesensgleiches Kind. So lebt man eingezwängt, gehemmt, immer
darauf achtend sich selbst nicht ganz zu geben, sondern die „richtige Rolle“ zu spielen bei
jedermann. Ich verstärkte so genau jene Haltung dessen, der sein Fähnchen immer in den
Wind hängt, obwohl wir „fortschrittlichen“ Studenten das ja angeblich hassten wie die
Pest. Doch mit dem Hass auf den Vater und dem Kampf gegen ihn hing ich in der Luft der
Geschichte, ohne realen Boden, ohne mit der Kultur, aus der ich kam noch verbunden zu
sein. Auf diesem seelischen Boden „politisiert“ zu werden, schafft die besten Vorausset-
zungen dafür, Politik ohne Menschen oder gegen die Menschen zu machen.*

In so vielen Diskussionen seit jener 68er Zeit wurde der „Generationenkonflikt“ beschwo-
ren, es habe ihn schon immer gegeben, man müsse ihn durchlaufen, schon die alten Grie-
chen Ich erinnere mich noch an eine jener vielen Diskussion, wie sie um 1967/68 her-
um zu Tausenden gang und gäbe waren, zwischen jungen Heisspornen und „der älteren
Generation“ im Gemeindesaal der *Pauluskirche* zu *Baden-Baden*, neben der wir wohnten.
Ein typischer Liberaler zitierte anonym einen antiken griechischen Philosophen, der be-
klagt, dass die „heutige Jugend“ keinen Respekt mehr vor „den Alten“ habe. Als alle dach-
ten, es sei ein heutiger Text, lüftete man das Geheimnis. Einhelliger Schluss der Runde:
Das hat es also immer schon gegeben, das ist nichts neues, warum nehmen wir das so
ernst? Wer sich immer noch daran stiess, mit welcher überheblicher Respektlosigkeit sich
die 68er Kulturrevolutionäre und die von ihnen aufgeheizten Gardien gegenüber jeglicher
Autorität benahmen, war als engstirniger Ewiggestriger im Abseits gelandet.

Was damals bedenkenlos „Generationenkonflikt“ getauft wurde, war aber in Wirklichkeit
zwischen mir und meinem Vater, aber auch zwischen vielen Tausenden von Jugendlichen
meiner Generation und deren Eltern, eine nahezu unheilbare menschliche Entfremdung,
wie sie pathologischer und vor allem unzugänglicher kaum sein konnte. Ein zur Normalität
erhobener tiefer hochneurotischer Konflikt. „*Jugend und Terror sind synonym.*“ schrieb
Günter Amendt in seinem 1968 zusammen mit unserem Schulsprecher *Günter Degler* her-
ausgegebenen Buch *Kinderkreuzzug*. Gerade weil man diesen Konflikt als normales, natür-

liches Durchgangsstadium heiligte, durch das nun einmal jeder Jugendliche hindurch müsse, um zu sich finden zu können, war und ist so schwer daran heranzukommen.

Es war ein Konflikt, der politisch gewollt, herbeigeführt und ausgenützt wurde. Der Kampf gegen die Eltern und alle Autoritäten, gegen das „System“ war von Politstrategen geheiligt geworden, die uns auf die Barrikaden gegen die Kultur schicken wollten, in welcher wir aufgewachsen waren und mit der wir uns identifiziert hatten. *„Der stupiden Aufforderung zu sagen, was sie eigentlich wollen, wie die Gesellschaft aussehen soll, für die sie eigentlich kämpfen, gehen sie unbekümmert aus dem Weg. ... In ihrem persönlichen Anspruch liegt ihr Glaubwürdigkeit ...“* Die Führungsriege der Kulturrevolutionäre um *Dutschke, Krahl, Amendt, Rabehl, Salvatore* und andere wollten uns allen Ernstes *„wie die fünfzehnjährigen Kinder Vietnams“* in den Guerillakrieg gegen das System schicken. Der Wille rechtfertigte die Gewalt!

Im heutigen Alltagsbewusstsein, sogar in psychologischen und pädagogischen Lehrbücher lebt der „Generationenkonflikt“ in wissenschaftlichem Gewande und ist zum ganz normalen Bestandteil des Alltagsbewusstsein vieler Psychologen, Pädagogen, Sozialarbeiter geworden. So mancher versucht Konflikte zwischen Jugendlichen und ihren Eltern nicht mehr sachorientiert und kooperativ zu lösen, sondern „schafft auf Abbruch“ und ermuntert die Jugendlichen zur „Ablösung“, ohne die sie nicht erwachsen würden. Wie mancher zu Hause in Frieden mit seinen Eltern lebende Jugendliche hat sich in den letzten Jahrzehnten nicht von professionellen Helfern anhören müssen, er müsse endlich einmal ausziehen, um selbständig zu werden.

Es war 1968 viel mehr als ein „Konflikt“ zwischen uns und unseren Eltern. Es war eine Entwurzelung. Ein radikaler tiefer Wertebruch. Wie er tiefer nicht hätte sein können. Er hat in mir und vielen jungen Menschen meiner Generation einen Zustand der Heimatlosigkeit hervorgerufen: Ich war vor dem Bruch Sohn des ehemaligen Oberleutnants der Wehrmacht, *Edgar Nestor*, gewesen, hatte stolz seine alten Soldatenstiefel vom Speicher stibitzt und versucht, darin auf der Strasse anzugeben, um auch so ein Mann zu sein wie er. Ich wollte vor dem Bruch Zeitsoldat werden und an einer Bundeswehrhochschule Medizin zu studieren. Ich hatte mich vor dem Bruch als Deutscher gefühlt, war mit den *Christlichen Pfadfindern* im Fackelzug am *17. Juni* durch meine Heimatstadt *Baden-Baden* marschiert, hatte stolz die Fahne unserer Gruppe getragen, an der grossen Kundgebung nach dem

Marsch zusammen mit Hunderten meine Fackel ins Gedenkfeuer geworfen und nach der Ansprache bewegte die dritte Strophe des Deutschlandliedes gesungen „*Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland, danach laßt uns alle streben brüderlich mit Herz und Hand. Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand. Blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland!*“, Bewegt sang ich die Nationalhymne und empfand das als tiefes Bekenntnis zum Frieden und zur Wiedervereinigung mit der Heimat meines Vaters, den dort lebenden Grosseltern und all den Menschen dort, die unter einer Diktatur leben mussten. Wir schickten jedes Jahr Päckchen an viele Menschen in die Ostzone, weil wir mit ihrer verzweiferten Lage mitfühlten. Das „*Deutschland, Deutschland über alles ...*“ der ersten Strophe des Deutschlandliedes verabscheuten wir. Eltern und Lehrern hatten uns gelehrt, wie diese Worte von den Nazis umgedeutet worden waren und wozu das geführt hatte.

1980 an der Leiche meines Vaters war das alles nicht mehr. Durfte vor der inneren Selbstzensur nichts Positives mehr sein. Wo war eine neue Identität zu finden gewesen? Im Bekenntnis zum Frieden und zur Freiheit, im Protest gegen das Verbrechen in Vietnam, im Protest gegen die drohende atomare Verwüstung Europas, im Protest gegen alles, was den Menschen entwürdigte, gegen das Töten, Ausbeuten und Unterdrücken – ja, ohne Zweifel, ich stehe heute noch dazu, denn es war die Mitmenschlichkeit, das Gemeinschaftsgefühl des Menschen, das wieder einmal politisch ausgenutzt wurde. Die Tragik war, dass unser Freiheitsstreben ein abgehacktes, wurzelloses Freiheitsstreben war. Eine Friedenssehnsucht, der bei uns durch die Kulturrevolution Geprägten die wirkliche Verbindung zu den Menschen fehlte. Da lag eine verachtete Identität in mir und in so vielen meiner Generation. Da lag in mir die Verachtung für die Menschen, für das Volk, das wir uns angewöhnt hatten, in grenzenloser Arroganz für dumm abzustempeln, weil es Hitler nachgerannt war und jetzt wieder so dumm war, bedenkenlos den Amerikanern nachzurrennen, das deutsche Volk, das anscheinend unbelehrbar war.

Ich hatte einmal so werden wollen wie mein Vater, hatte mich als Kind mit ihm und seinen Werten identifiziert. 1968 und danach wurde es zum Verbrechen, so zu sein wie er. Ich begann zu verstecken, woher ich kam, wollte nicht so sein wie er – und war doch so wie er! Ärgerte mich wie er, konnte andere dumm finden wie er, konnte andere abwerten wie er, wollte besser sein wie er. Schlecht liess es sich in Wirklichkeit verstecken. Ich wollte nicht mehr der Aussenseiter sein unter den linken Freunden, wurde links. Wollte aber nicht ganz links sein, um nicht wieder „Mitläufer“ zu sein - wie der Vater 1933. Ich hatte schon

1957 als 6-jähriger die bellenden DDR-Grenzer in Wehrmachtsuniformen fürchten gelernt, die meinen geliebten Vater in Bebra an der Zonengrenze wegen eines nicht ordentlich deklarierten uralten Sitzkissens mitnahmen, das die Grossmutter in Görlitz uns mitgegeben hatte, damit der „gute Junge“ auf den Holzbänken der Dritten Klasse weicher sitzen sollte. Dass die DDR sicher keine Alternative zur zugegebenermassen mangelhaften BRD war, liess sich auch nicht verleugnen. So wurde ich als Student ein „menschlicher Marxist“. Doch ich greife vor.

An der Bahre meines Vaters verstand ich nichts von dieser negativen Identifikation mit dem Vater. Der mir liebste Menschen neben meiner Frau, der mich damals liebevoll menschlich begleitete und mir später half, aus diesem Schweigen schliesslich doch herauszutreten zu können, machte sich tiefe Sorgen, wie ich später erfuhr, was da mit mir passierte. Denn ich war damals – man verzeihe mir die Worte - froh, dass der Vater gestorben war. Eine Last fiel von mir, der Tod hatte scheinbar einen Quälgeist von mir genommen. Scheinbar!

Heute denke ich oft, dass es mir wahrscheinlich so ergangen ist wie meinem Vater mit seinen Kriegserlebnissen, über die er mit niemandem wirklich sprechen konnte. Nachts besuchte ihn der Krieg all die Jahre nach 1945 bis zu seinem Tode 1980 – 35 Jahre, die wir leichtfertig Frieden nennen. In seinen Alpträumen musste er wieder und wieder Russen töten. Nachts, wenn alle anderen schliefen, *wenn niemand zuhörte*. Wenn seine Kinder schliefen, die irgendwann begannen, sich über ihn aufzuregen, da er sonntags, *wenn andere zuhörten*, von seiner Soldatenzeit als von der „*schönsten Zeit seines Lebens*“ redete und vom „*historischen Recht*“, das Deutschland gehabt habe, die UdSSR anzugreifen. Das Nichtredenkönnen, das auferzwungene, das von öffentlichem Unverständnis auferzwungene, das von aufgezwungener Entnazifizierung, Kollektivschuldpropaganda, Umerziehungspolitik und linker Faschismuskeule erzwungene Nichtreden – es hatte ihn seiner schrecklichen Vergangenheit bedingungslos ausgeliefert, nahm ihm jede Chance, sich mit den Irrtümern seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Niemand hätte ihm 1968, als die Neue Linke ihn als „Faschisten“ angriff, geglaubt, dass er 1945 einen ehrlichen Neuanfang versucht und schon während des Krieges angefangen hatte zu bereuen, was passierte, dass er zutiefst darüber nachgedacht hatte, warum er Menschen getötet hatte. – Ehrlicher und mehr als jeder der aus der „Studentenbewegung“ her-

vorgegangene Terroristen und Gewalttäter, die heute ihre Biografien veröffentlichen oder gar politische Ämter innehaben und die „Verständnis“ für ihre „Jugendsünden“ blanko bekommen. Womit ich ihn nie mit ehemaligen Genossen von 1968 wie *Fischer, Klein, Ensslin* und die anderen auf eine Stufe stelle! Er ist mir viel zu schade dafür! Ich stelle nur die Frage nach dem Mass, nach dem so ungerechten Mass, mit der heute einem „geläuterten“ Marxisten von damals die Jugendsünden mit einem generösen geistigen Blankoscheck verziehen werden, ohne dass noch gefragt würde, ob er heute nicht noch die alten Ziele in neuem Gewand verfolgt und gar nicht gewandelt ist. Jeder, der 1968 in *Baden-Baden* für meinen Vater gefordert hatte, man könne ihm seine Vergangenheit nicht vorhalten, wie dies die radikale Linke und ihre Mitläufer so erbarmungslos taten, wäre sofort – und nicht nur von Linken – als Verharmloser eingestuft worden, der die Vergangenheit verniedlichen wolle, der verdrängen wolle und dadurch den Ewiggestrigen und Faschos helfe, ihre Taten zu verdrängen. Es war eine unbarmherzige Zeit, in welcher ich gross wurde.

Reden konnte Papa schon von sich. So ganz schweigsam über seine Erlebnisse war er nicht. Neben seinen uns nervenden Sonntagsreden wusste ich auch von ihm, wie sehr es ihn beschäftigt hat, dass er auf Adolf Hitler – nicht auf das Vaterland - einen persönlichen Eid geschworen hatte zum bedingungslosen Kadavergehorsam, wie sehr es ihn beschäftigt hatte, wie er es machen sollte, dass seine Kinder nicht einmal den gleichen Fehler machten wie er, der Hitler hinterher gerannt war. Nur verstand ich ihn zuerst nicht, weil ich zu jung war. Später hörte wir nicht mehr richtig hin, und noch später wollten wir es nicht mehr wissen, wehrten es ab, wenn er redete.

Am offenen Grab stand meine Familie, Mutter, Bruder, Schwester, sonst niemand. In grosser Entfernung eine Menschentraube aus ehemaligen Kollegen und Freunden meines Vaters, von denen später einige ans noch offene Grab kamen, als wir weggehen uns anschickten. Wie von weit her hörte ich, wie eine kleine Frau in weichem ostpreussischem Dialekt „Moritz“ zu mir sagte, nachdem sie etwas ins Grab geworfen und sich bekreuzigt hatte. „*Das ist doch Frau Neumann*“, fuhr es durch mich. Ich gab ihr die Hand. Sie kam von so weit her in diesem Augenblick. Ich hatte alles, was mit unserer Schule zu tun hatte, vergessen. Sehr, sehr vergessen. Hier stand plötzlich meine alte Englischlehrerin, und ich war heute einen Kopf grösser als diese alt gewordene Frau, die ich einen Kopf grösser als ich in Erinnerung hatte, und gab mir ihre weiche Hand, schaute mich fragend an. Ich dank-

te ihr, lächelte, aber ich war nicht ich. Die Zeit, aus der sie kam, war mir so weit weg. Schnell drehte ich mich und ging weg, denn ich konnte mir nicht vorstellen, was ich ihr hätte sagen sollen, wenn sie mich gefragt hätte, was aus mir geworden wäre, und ich ihr hätte sagen müssen, dass ich Englisch versucht hatte zu studieren, aber an der Zwischenprüfung gescheitert war.

Ich war vor der Beerdigung extra noch einmal alleine in die kleine Kapelle gegangen, in welcher er am Rande des Friedhofs zu *Baden-Oos*, wo er beerdigt wurde, aufgebahrt lag. Ich berührte den wachsfarbenen Körper, blickte scheu in sein Gesicht, vor allem auf die grosse Narbe vorne rechts, welche die Schädeloperation im Jahre 1975 hinterlassen hatte und durch die er nochmals 5 Jahre hatte leben dürfen. Darunter die kleinere, aber immer noch grosse Narbe in seiner rechten Stirn, die dem schwächlichen Oberleutnant im russischen Winter 1942 eine Wurfgranate geschlagen hatte. Als ich so an Vaters Leiche stand, konnte ich nicht ermessen, was es bedeutet, am Grab des eigenen Vaters zu stehen und nichts empfinden zu können. Ich empfand für ihn nichts – und ich empfand aber auch für mich nichts. Das war für mich das vorläufig bittere Ende der Kulturrevolution von 1968. Es war aber nur das vorläufige Ende. Der Tod des Vaters beendete zwischen uns den äusseren Konflikt. An seinem Grab wusste ich nicht, dass ich nicht fertig war mit 1968. Ich ahnte nicht, welche Identitätskrise sich hinter dem bohrenden Schuldgefühl verbarg, dass ich nichts für ihn empfand. Es sollte noch Jahre dauern, bis ich den Zugang dazu fand.

Begonnen hatte die Entfremdung zwischen mir und meinem Vater in den Jahren 1967/68, als ich als 16-jähriger Gymnasiast in die Obersekunda des *Markgraf-Ludwig-Gymnasiums* zu *Baden-Baden* ging, wo mein Vater als Oberstudienrat Mathematik und Physik unterrichtete und gerade zum Studiendirektor ernannt worden und stellvertretender Schulleiter geworden war.

Unser Jahrgang hatte noch durchgängig die schon vor dem Krieg ausgebildeten Gymnasiallehrer. Ein Menschenschlag, den sich die Heutigen gar nicht mehr vorstellen können. Da war der alte Herr *Willibald*, ein weicher freundlicher, sehr gebildeter Österreicher, der so schön sprach und vorlas. Seine und Vaters Handschrift hielt ich für die schönsten und versuchte sie nachzuahmen. Als er überraschend starb, kam 1967 die erste frisch ausgebildete Referendarin von der Universität, an deren Namen ich mich interessanterweise nicht mehr

erinnern kann, von der ich nur den Eindruck hatte, dass sie keine starke Persönlichkeit war, sondern bei uns Schülern ankommen wollte.

Das war übrigens auch etwas Neues an 68: Lehrer, die bei *uns* ankommen wollten, nicht aus Freundschaft, nicht dieses Ankommen-wollen meine ich. Es gab unter den Vorkriegslehrern viele, die neben ihren oft spröden Marotten auch freundschaftlich zu uns waren, aber keine, die sich anboten. Viele von uns Vorpubertären bis Pubertären waren natürlich geschmeichelt, wenn Herr *Holch*, der neue Mathematiklehrer, zu uns plötzlich „Du“ sagte - aber nur zu einigen! Wo die „alten“ doch schon ‚Sie‘ zu uns Obersekundanern und Unterprimanern sagten! Eine komische Welt war das. Ich war doch so darauf aus gewesen, dass man auch endlich ‚Sie‘ zu mir sagte. Nun galt langsam das „proletarische“ Du wieder mehr.

Und dann das Rauchen! Neben Sexualität, Popmusik und dem Diskutieren enthielt es fast die grösste Sprengkraft, um zwischen uns und unseren Eltern einen Graben aufzureissen. Im Konfirmandenunterricht hatte mein Freund *Günter Heinze* mir 14jährigem das Rauchen beigebracht. Er kam mir sehr männlich vor, ich mir neben ihm immer sehr spätzünderhaft. Hatte er doch schon einmal mit einer Freundin ‚geknutscht‘. Wir lachen heute darüber, mit welcher Gefühlen von Scham und zum Teil Ekel wir gegenüber sexuellen Dingen daher kamen. Ich wusste zum Gelächter der in meinen Augen schon zu Männern Gewordenen nicht einmal, was ein „Pariser“ sei oder was „geil“ bedeute. Ahnungslos fragte ich die Mutter, was ein Pariser sei, worauf sie rot wurde, ich sollte den Vater fragen. Der druckte etwas weniger und bedeutete mir, das sei so etwas, was man im Krieg im Bordell benutzt habe. Ich verstand nichts. Schliesslich fragte ich Günter, der mich auslachte und mir riet in einer Toilette ein Päckchen zu ziehen, dann wüsste ich. So wurden viele damals „aufgeklärt“! Wie verführerisch war es doch, als die neomarxistische *Unabhängige Schüler Gemeinschaft* (USG), die sehr zum Leidwesen meines Vaters seit etwa 1966 an unserer Schule bestand, eine Raucherecke im Schulhof forderte!

Als 45jähriger besuchte ich jenen Schulhof zum ersten Mal wieder und sah mir wieder die Ecke an, in der wir damals zum ersten Mal mit Duldung der unter Druck geratenen Schulleitung in der grossen Pause geraucht hatten – ohnmächtig-ärgerlich beobachtet von den Kollegen meines Vaters, die aus guten *medizinischen* Gründen dagegen waren, was aber nicht gehört wurde. Die USG tat alle Gesundheitsbedenken mit dem Argument ab, jeder sei selbst verantwortlich für sich und eine Aufhebung des Rauchverbots sei ein Teil der

Emanzipation der unterdrückten Schülerschaft von der Autorität der Eltern. Wir sehr konnte sich die USG des „fortschrittlichen“ Teil der Lehrerschaft sicher sein! Natürlich war die Argumentation nicht sachlich, logisch schon gar nicht. Wie kann man dem Argument, etwas sei gesundheitsschädlich und darum solle man die eigenen Kinder so lange, wie es ginge, davor beschützen, damit begegnen, dass es eine Freiheit gebe, sich selbst zu schädigen! Aber so war die Zeit damals. Monatelang ging die Kampagne zur Liberalisierung des Rauchens auf dem Schulhof: Seht euch doch die Klos an. Der Hausmeister muss die Kippen weputzen! Ist das nicht unwürdig, unsere Lehrer müssen Klokontrollen machen, wo die Schüler auf den Schüsseln stehen und rauchen. Der Lehrer ist doch kein Büttel! Jeder Tag mussten Schüler sich beim Direktor melden und Strafaufgaben abholen, weil sie heimlich auf dem Klo geraucht hatten. Warum nicht liberalisieren, was eh getan wurde? Strafen nützt doch nichts! Wenn man es verbietet, wird es nur noch interessanter und so weiter. Kommt es Ihnen bekannt vor? Im Kleinformat erlebten wir – Ohne zu wissen, was da passierte, dass wir Teil einer politischen Strategie waren! - zum ersten Mal eine Durchsetzungsstrategie am eigenen Leibe, die uns Heutigen in grossem Stil schon fast alltäglich geworden ist. Sei es bei der Liberalisierung der Drogen, der Euthanasie und ähnlichem.

Einige von uns Schülern waren Aktivisten und betrieben das neue Spiel bewusst. Meine Freunde *Gerald Müller* und *Günter Degler* zum Beispiel. Sie und die meisten der linken Aktivisten, die an unserer Schule die Kulturrevolution führten, sassen in meiner Klasse und in der Parallelklasse. Waren meine Freunde, bei denen ich ankommen wollte. Es ist nicht gut, als Sohn eines Lehrers in der gleichen Schule wie der Vater zu sein, wenn der Vater angeschossen wird. Es wird zur nahezu unausweichlichen Katastrophe, wenn man kein selbstbewusstes Kind ist, sondern ein unterwürfiges, das ankommen will, das Angst vor Fehlern und Kritik hat und sich duckt, wenn es angegriffen wird. Das sich aber auch überhebt und besser fühlt, wenn anderen Fehler passieren, das „petzt“, wenn jemand gegen die Ordnung verstösst und so weiter. In einem Wort: wenn das Kind ein kleiner Untertan ist, dessen Ideal Bravheit und Gehorsam ist. Wie ich bei meinem Vater ankommen wollte, wollte ich bei den Freunden in der Schule ankommen!

Sie waren in *Berlin* bei *Dutschke* gewesen, dem Spitzenstrategen der „antiautoritären“ Kulturrevolution, und in *Frankfurt* bei *Günter Amendt*, dem Sex- und Drogen-Papst der Bewegung. Waren durch sie und die *Frankfurter Schule* ‚politisiert‘ worden. Ich habe noch meine *Mao-Bibel*, die *Gerald Müller* uns 16jährigen Obersekundanern für 2.- DM verkaufte, als er von *Berlin* zurückkam. Gelesen habe ich sie damals nicht. Gekauft, weil alle sie

kauffen. Ich lief bei dem von der *USG* organisierten Schulstreik aller *Baden-Badener* Gymnasien gegen die Notstandsgesetze mit, weil ich mich nicht als einziger ‚Streikbrecher‘ ins Schulhaus traute. Versteckte mich aber in der Schülersmenge, die sich vor dem Schulhaus staute, dass der Vater mich dabei nicht sah.

Wir nicht politischen Mitläufer, die wir hineingezogen wurden, die man benutzte, deren ungeklärten inneren Probleme und Konflikte politisch missbraucht wurden, wurden hineingezogen, weil wir ankommen wollten bei unseren Kameraden, weil wir Konflikte mit unseren Vätern hatten. Verlegen sah ich weg, wenn einer meiner Lehrer an der Raucher-ecke vorbei kam, wo auch rauchte. Kam der Vater, verschwand ich. Möglichst, ohne den Spott meiner Kameraden auf mich zu ziehen.

Zur Katastrophe kam es, als ich in meiner Klasse immer mehr zwischen Vater und den Freunden aufgerieben wurde: Mein Freund *Gerald Müller*, der mit mir schon zusammen zur Volksschule gegangen war und der mittlerweile zur *USG* gehörte, erhielt von der neuen mit neulinken Ideen frisch an die Schule gekommenen Deutschreferendarin den Auftrag, einen Vortrag über *Marx*‘ Revolutionstheorie zu halten. Er sprach also über die Revolutionen, die die ‚Motoren der Geschichte‘, von der ‚Diktatur des Proletariats‘, nötig, um die ‚Ausbeuterklasse‘ nach der Revolution niederzuhalten und so weiter. Das *Kommunistische Manifest* von vorne bis hinten. Ich hörte genau zu. Noch war ich ohne Selbstzweifel der Sohn meines Vaters. Als *Gerald* zu Ende war, fragte die junge Lehrerin: „*So, was haltet ihr davon?*“ Eine Diskussion! Etwas ganz Neues! „Diskutieren“ war ein Zauberwort. Die Leute um *Gerald* wollten immer diskutieren! Nie hatte man bis anhin in unserem Unterricht diskutiert. Ein Unterrichtsgespräch als Dialog zwischen Lehrer und Schülern schon. Ich kann mich noch heute an den neuen Klang erinnern, den dieses Wort hatte. Ich meldete mich als erster: „*Da können wir doch gleich Heil Hitler schreien. Das ist doch Diktatur.*“ Ich hatte doch erlebt, welche Angst die Menschen in der DDR vor dem offenen Wort hatten. Ich wusste doch, was Hitlers Diktatur war.

Ich war als Sechsjähriger zum ersten Mal in der *Ostzone* gewesen und hatte erlebt, wie die Nachbarskinder der Grossmutter an der *Uferstrasse* in *Görlitz*, mit denen ich spielte, plötzlich von ihren Müttern hastig ins Haus zurückgerufen wurden. Als ich das Mädchen ein paar Tage später traf und fragte, sagte es mit flackernden Augen: „*Wir dürfen nicht.*“ - „*Warum denn?*“ - „*Nu, wegen der Kreuze! Das is doch 'n christliches Zeichen!*“ Das Mädchen hatte Angst. Oben am Fenster huschte hinter den Gardinen ihre Mutter vorbei. Sie

beobachtete uns, ohne sich zeigen zu wollen. Unser Fehler war, dass wir auf dem Katzenkopfstempelpflaster mit Einweckgläsergummis ein Weitschiessen veranstaltet hatten und jeden genau getroffenen Basaltstein mit einem ‚X‘ aus Kreide markierten. Man hätte das „X“ als Kreuz ansehen können, davor hatten die Menschen Angst! Ich kam aus dem Westen, wo wir diese Angst nicht hatten, wo man meinen Vater nicht als Spion verhaftete, weil er den berühmten Eisenbahnviadukt von *Görlitz* fotografierte. Ich wusste, das war die Angst, die mein Vater von *Hitlers ‚Drittem Reich‘* berichtet hatte: Öffentlich kuschen vor dem Angezeigtwerden, ducken vor dem Denunziertwerden, nichts sagen trauen wegen der überall wachsamen Partei. Lange Zeit hingen neben meinem Klappbett im Esszimmer unserer Mietwohnung in Baden-Baden die Bilder des Widerstandes gegen Hitler. Als etwa 10-jähriger sah ich viele Male das hübsche Gesicht von *Sophie Scholl* an und las mit Entsetzen, dass man sie wegen eines Flugblattes gegen Hitler geköpft hatte. Eine schöne Frau! Wegen Worten! Alle Diktaturen schienen mir Buben falsch!

Der Bub, der ich war, etwas kränklich-weich, unterwürfig, brav, aber auch jähzornig und manchmal ganz schön eingebildet, der Sohn seines Vaters zu sein, diesem Bub erschien zwar jede Diktatur schlecht - aber er spielte gerne Krieg, war in seinen Träumen ein Held! Er schnitzte sich – durchaus zum Leidwesen des Vaters, der gar nicht merkte, dass ich alles nur tat, weil ich auch ein so guter Soldat werden wollte, wie ich dachte, dass er gewesen sei! - unzählige Pfeil und Bogen, Schwerter und Dolche, die auf Sonntagswanderungen und beim Spiele mit den Nachbarskindern zum Einsatz kamen. Da zogen die *Weststädter* gegen die gefürchtete *Bälger* in den Kampf. Wir besorgten uns gegen den Willen der Eltern – die Sprache sollte nicht verhunzt werden ‚Schundhefte‘ wie ‚Landser‘, ‚*Prinz Eisenherz*‘, ‚*Sigurt*‘, ‚*Lancelot*‘, ‚*Fix und Foxi*‘ u. ä. Ich wälzte früh Vaters ‚*Geschichte des Zweiten Weltkrieges*‘, um ihn darin zu finden. Bei den Kameraden prahlte ich mit einer Geschichte, von der ich ahnte, dass sie gar nicht stimmte, aber die ich so liebte, weil sie meinen Grössenphantasien entsprach, dass ich sie doch für wahr hielt: Mein Vater habe im Krieg mit einem Karabinerschuss ein 30 cm grosses Teil aus der Schwanzflosse eines gegnerischen Flugzeuges herausgeschossen, so dass es abgestürzte. Das war auch in mir. Das war das, warum mein Vater seine Soldatenzeit so geliebt hatte: Er, ein schwächiger Kerl, hatte weitaus mehr Strapazen ausgehalten als mancher stramme, körperlich Stärkere, der in Russland zugrunde gegangen ist. Die Soldatenzeit hatte aus ihm einen Mann gemacht, wie er sagte. So ‚ausgerüstet‘ zog mich die Kulturrevolution von 1968 in ihren Strudel.

Blenden wir nochmals zurück in den Deutschunterricht, als mein Freund *Gerald Müller Marx* referierte. Jetzt, 1967 sollte eine Diktatur gut sein!? Gerald schnaubte wild, schaute böse, als ich die sozialistische ‚*Diktatur des Proletariats*‘ mit *Hitlers* nationalsozialistischer Diktatur verglich. Man hätte nach meinen Worten zuerst die berühmte Stecknadel fallen hören können. In die Stille hinein schnitten die Worte der Referendarin: „*Das hätte ich nicht von Dir gedacht!*“ Ich war starr. Alle schauten auf mich. Tumult. Ich weiss nichts mehr heute - nur noch mein Dauergefühl: Ich lag irgendwie gefährlich falsch. Auf einmal wendete sich alle gegen mich.

Wie viele ähnliche Szenen spielten sich damals nicht ab. Etwa um die gleiche Zeit hiess uns der neue Musiklehrer, am letzten Schultag Schallplatten von zu Hause mitzubringen, die dann im Unterricht abgespielt wurden. Ich brachte - Marschmusik. Der *St. Louis Blues* von *Louis Armstrong* eines anderen war für mich eine neue Welt: zum ersten Mal Jazz! Dann reichte ich meine Platte vor, was den Lehrer in große Verlegenheit brachte. Er schaute zu mir, schaute in die Klasse, zögerte. Ein Raunen ging durch die Bankreihen: „*Ein Marsch!*“ Rechts über mir beugte sich *Gerald Müllers* roter Kopf herunter, der mich anzischte „*Militaristensöhnchen! Faschistensöhnchen!*“ Was an einem Marsch schlecht war, wusste ich ehrlichen Herzens nicht. Er gefiel mir, weil er meinem Vater gefiel. Der Lehrer gab mir die Platte wortlos zurück, ohne sie zu spielen. Ich verstand nicht. Ich packte sie schamvoll weg. Es war zum Verbrechen geworden, Sohn meines Vaters zu sein. Zu Hause standen Vater und Mutter hinter mir, dass das nicht recht sei. Aber ich war innerlich nicht beruhigt. Wenn vor allem in Religion diskutiert wurde, war das immer gleiche Thema: Was ist richtig? Autoritäre Erziehung oder demokratische Erziehung? Sofort war immer die Konfrontation da. *Gerald* beschimpfte vor der Klasse meinen Vater als autoritären Lehrer. Ich verteidigte Papa gegen ihn. Und heftig wehrte ich mich gegen das „neumodische Zeugs“, als die neue Kunstlehrerin *Abelmann* herumliegende Steine zur Kunst erhob und meinen Protest mit dem Argument abschmetterte, ich solle es erst einmal auf mich wirken lassen. Zu Hause aber gab es Ärger, weil ich rauchte, Bier trank, wegging und andere Dinge tat, um bei meinen Freunden anzukommen, die mein Vater missbilligte. Natürlich verteidigte ich meine Freunde auch gegen meinen Vater, wenn dieser gegen sie ungerecht wurde. So rieb ich mich zwischen ihnen und ihm auf.

Ich wurde immer nervöser in der Schule, konnte immer schlechter lernen, die Stofflücken wurden grösser. Eines Tages schrieb ich als Folge die erste Sechs in Deutsch! „*Mein Sohn schreibt Sechsen!*“ brüllte mich der empörte Vater an und machte einen grossen Fehler:

„Du machst es jetzt wie die Linken. Willst auch ein Leistungsverweigerer werden, was!“

Ich war tief getroffen, von ihm mit denen in einen Topf geschmissen zu werden, gegen die ich für ihn und in seinem Geiste gestritten hatte! Ich begann, mich mit ihm anzulegen: Diskutierten wir zum Beispiel sonntags über „Kritik“ und der Vater in seinem Grolle gegen die Linke behauptete, Kritik sei, immer alles nur negativ sehen, wagte ich zu widersprechen, wurde abgebügelt. Ich fand das ungerecht und las im Lexikon nach, dass Kritik das sachliche Abwägen der negativen und der positiven Aspekte eines Problem sei. Bei der nächsten Diskussion über „Kritik“ zitierte ich triumphierend das Lexikon ohne es zu nennen: „Ach, was, alles Quatsch!“ kam es jedoch wieder von Papa. „Aber das steht doch im Lexikon!“, konterte ich. „Dann hat das Lexikon eben nicht recht!“ Ich war empört, aber schweigend am Ende.

Dabei hatte mich doch das der Vater gelehrt! „Bring mir einmal ein Paar gleicher Blätter von einem Baum.“ war eines seiner Lieblingsaufgaben am Sonntagsspaziergang. Wissend, dass etwas daran problematisch war, suchte ich zwei Eichenblätter. „Sind sie gleich?“ – „Nein und ja!“ – „Wieso nein?“ – „Weil das eine grösser ist als das andere, aber“ – „Wieso sagst Du aber?“ – „Weil es doch Ähnlichkeiten gibt.“ – Welche Ähnlichkeiten?“ – und so weiter. Ein sokratischer Dialoge entspannen sich zwischen uns, an dessen Ende die Erkenntnis stand: dem Wesen/Bauplan/Natur nach sind die beiden gleich, ihre individuelle Ausprägungsform ist verschieden. So hatte ich doch bei ihm gelernt, was ‚kritisch‘ abwägen sein konnte. Und jetzt redete er derart!

Die Situation spitzte sich im Frühjahr 1968 zu: Die USG will das Kurhaus *Baden-Baden* für eine Rede von *Rudi Dutschke*. In der absolutem CDU-Hochburg Baden-Baden völlig utopisch. Aber das war das Kalkül. Fordere Unerfüllbares, dann kannst du die herrschende Klasse anklagen, ‚undemokratisch‘ zu sein. Das Kurhaus wird wie erwartet von CDU-Oberbürgermeister *Schlapper* verweigert. *Günter Amendt* hält im Restaurant „*Grüner Baum*“ einen „Aufklärungsvortrag“, worin er fordert, man solle alle Entjungferungs- und Kastrationsgeräte aus den Turnhallen räumen und darin freie Liebe machen. Ein veritabler Skandal mit Schlagzeile in allen Zeitungen, selbst in BILD. Die Schülerzeitung ist von der USG übernommen und in „*Ca ira*“ umbenannt worden. Die erste Nummer trägt die Jakobinermütze aus dem Terror der Französischen Revolution im Titel. Daneben ein Skelett mit dem Kopf der Oberbürgermeisters, über der Beckenregion das Schild „*Do it yourself*“. Darunter das Bild einer halbnackten Frau, ein absoluter Skandal damals, mit Schlafzimmersblick und der Sprechblase „*Ich hab nichts gegen Sex*“. Darunter der Sex-Vortrag von

Amendt aus dem „*Grünen Baum*“. Als *Gerald Müller* die ersten 500 Exemplare frisch vom Drucker, einem stadtbekanntem Genossen, eines morgens in die Schule bringt und im Auswärtigenzimmer abstellt, konfisziert der Hausmeister die ihm herrenlos erscheinende Tasche und bringt sie meinem Vater, als er entdeckt, was sie enthält. Danach ist unser Zuhause für mich nur noch die Hölle.

Der Oberbürgermeister stellt Strafantrag wegen Persönlichkeitsverletzung, mein Vater wegen Aufforderung zur Unzucht mit Minderjährigen – denn meine Schwester ist gerade in die Sexta des *MLG* gekommen. *Günter Degler*, Lieblingsschüler meines Vaters, Landeschulsprecher, Landesbester, Preisträger, Klassensprecher in der von Papa unterrichteten Parallelklasse, sitzt morgens in der letzten Bank, rote Handschuhe, rote lange Haare, roter Vollbart, den Platz zu seinem bürgerlichen Nachbarn mit rotem Klebband abgegrenzt, vor sich die Fähnchen sozialistischer Staaten mit Nadeln in die Bank gesteckt. Mein Vater kommt herein und sieht buchstäblich rot, brüllt ihn an: „*Ich reisse Dir Deine roten Haare einzeln heraus!*“ Er werde sich das nicht gefallen lassen. Seine Kinder werde er nicht von den Sozialisten verderben lassen. In seinem Gebrüll steckte immer noch die enttäuschte Liebe zum Lieblingsschüler, der ihm das antat.

In seiner Reaktion steckte aber auch der Kriegsteilnehmer Nestor, der nach *Hitler* 1945 einen Neuanfang probiert und seine Kinder christlich erzogen hatte, damit sie nicht einem neuen *Hitler* nachliefen. Und jetzt das. Er sah in der Kulturrevolution die Parallele zu den Nazis. Man muss dazu wissen, das bei uns zu Hause der Zweite Weltkrieg nie zuende war. In Papa, den Russland halbtot wieder ausgespuckt hatte, lebte er weiter, von 1945 bis 1980, als er von Krebs zerfressen immer noch der Hölle des Krieges träumte. Wegen Kleinigkeiten konnte er in die Luft gehen. In einer Stunde, ich mochte etwa 18 oder 19 Jahre alt gewesen sein, als er Nähe zu mir suchte, hat er eine Flasche Wein geöffnet und Teile des Geheimnisses gelüftet: „*Weeste, mein Lieber,*“ so begann er immer, wenn er ausholte, um mir etwas zu erzählen, „*ich will die mal was sagen. Immer wieder träume ich des Gleichen: Wir sitzen in einer gotischen Kirche. Plötzlich draussen Kriegslärm, die Gemeinde in Uniform, ich auch, renne bewaffnet zu den hohen Glasfenstern, durch die Russen brüllend hereinbrechen. Vor mir splintern Scheiben, Angst, Angst, ich ramme einem der Angreifer mein Gewehr in den Mund und - drücke ab. Der Knall meines Schusses ist das Aufwachen. Ich schreie. Ich habe getötet!*“ Mama muss es gewusst haben, denn sie schlief ja neben ihm.

Mit seiner aus einer schrecklichen unbewältigten Vergangenheit geborenen Affektreaktion hatte die Neue Linke gerechnet. Nestor war entlart als Fascho, Nazi. Eine Dokumentation wurde geschrieben: der *Kinderkreuzzug* von *Degler* und *Amendt*.

Ja, Papa war autoritär. Das machte ja alles so schwer für mich, seinen Sohn. Aber was waren die „Antiautoritären“, die ihn jetzt angriffen. *Günter Amendt* sagte damals einmal: „*Nach der Revolution werden wir euch an die Wand stellen! Was habt ihr denn gegen die autoritäre Erziehung? Die autoritäre Erzogenen sind unsere besten Barrikadenkämpfer.*“ Wie leicht war es für die USG, den Vater zu provozieren, es war ja so schnell verletzbar, gerade an dem Punkt, als Deutscher schuld zu sein am Zweiten Weltkrieg. Ich habe erst spät verstanden, wie Soldaten, die Schreckliches erleben, die danach nicht reden über ihr Erleben dürfen, die für einen Krieg kollektiv schuldig gesprochen werden, ohne sich verteidigen zu können, weil niemand sie anhört, anhören will, ihnen in toto unterstellt, sie seien alles Verbrecher – wie sie zu Choleriker werden können und plötzlich die Fliege an der Wand oder das Kind, das quengelt oder die Frau, die weint, eine Explosion auslösen können. Wütend habe ich immer auf die Mutter reagiert, wenn sie seine Prügel mit dem Krieg entschuldigte, weil ich dachte sie nehme ihn mit einer Scheinbehauptung in Schutz. Ich habe die Betroffenheit meines Vaters über seine Wutausbrüche nie ernst nehmen können. Und als er sich nach seinem Schlaganfall 1975 im Krankbett bei seinen beiden Söhnen für seine Schläge entschuldigte, glaubte ich es nicht, vergass es.

Der Strafantrag gegen die *USG* wegen der Nr. 1 der *Ca ira* dürfte politisch genau kalkuliert gewesen sein. Ich hielt es in der Klasse kaum nicht mehr aus, weil mein Vater angegriffen wurde. Meine Mutter wurde krank, meine Eltern stritten sich, wir Brüder stritten uns. Der Vater trug allen Ärger aus der Schule nach Hause und lud ihn auf uns ab. Mittagessen wurden zu Gebrüllorgien, weil wieder ein schlechte Note war und so weiter. In seinem Affekt glaubte er immer mehr, ich würden zum Linken, als damals noch nicht der Fall war. Ich motzte ganz einfach gegen seine Affekte, die ich nicht verstand, duckte mich dann wieder vor ihm.

Dann kam die völlige Katastrophe: Ende der Sommerferien 1968, zwei Wochen vor Schulbeginn, nimmt mich Vater beiseite. Ab nächstem Schuljahr sei ich in einem Internat. Ein ehemaliger Schüler von ihm würde mich hinfahren. Keine Erklärung, kein Wort. Was hatte ich verbochen, dass man mich verbannte? Nur schlechte Söhne kamen ins Internat! Lieben sie mich nicht mehr? Es war wahr geworden, was man mir oft angedroht hatten,

wenn man ärgerlich auf mich war: Mich würde man noch in ein Besserungsheim stecken müssen! So schlecht war ich also? Vierzehn Tage warten, dann wurde es wahr. Sie taten es! Ein Abschied ist etwas anderes, als das, was sich da abspielte. Haltung versuchte ich zu bewahren, dass man meine Gefühle sah.

Dann stand ich schliesslich vor der Stufen des Internats. „Machs gut!“ Wolfgangs 2CV schaukelte davon. Familien andere Schüler kamen zusammen mit ihren Kindern, sogar Geschwister dabei. Ich zierte alleine mit meinem Koffer und meinem Kopfkissen den Schulvorplatz. Komisch hatte ich mich schon immer gefühlt, angestarrt als wundersamer Typ. Ich war ja schon immer anders wie die anderen, komisch, altmodisch irgendwie - oft auch auf Wunsch des Vaters aus der Reihen tanzend. *„Nur weil alle anderen es tun, tun wir es noch lange nicht.“*

Heute weiss ich: So unrecht hatte er gar nicht. Aber wie das damals überblicken können! Wäre hier Papa dabei gewesen, ich hätte mich noch mehr geschämt, wenn er in meiner Gegenwart sicher lauthals, so dass es alle hören mussten, betont hätte, dass er, Oberstudienrat und Studiender stellvertretende Schulleiter, seinen Sohn auf die Schule gebe, man solle gut auf ihn aufpassen. *„Wo sind denn Deine Eltern?“*, empört schaute mich die Sekretärin an. Ich konnte nur lächeln, druckste herum. Ich wusste es ja selbst nicht. Musste man sich denn so empören wie diese Frau? Wieder so peinlich! Man empörte sich wegen meines Eltern. Ich hätte in den Erdboden ... War ich, waren meine Eltern so komisch?

Ja, es war komisch. Und das Ärgste war: Die Sekretärin empörte sich darüber. Ich konnte so etwas nicht. Wo ich es – objektiv betrachtet, wozu ich gar nicht fähig war - hätte tun sollen, bekam ich Angst. Ich ruderte in einem lähmenden Nebelmeer voller zäher Tropfen Selbstablehnung. Jetzt war ich gerade 17. Es sollte etwas über ein Jahr noch dauern, ehe ich mich wie ein Tier von der Leine riss.

Der vor mir abgefertigte Vater erbarmte sich meiner, lud mein Gepäck zu seinem Sohn und in seinen Wagen und fuhr mich ins Schlossheim. Ich sass in einem wildfremden Auto eines netten Vaters, der mich gleich seinem eigenen Sohn behandelte. Und meine Eltern? Was musste nur mit mir sein, dass man mich so behandelte? Ich hier, meine Geschwister zu Hause. Eifersucht keimte. Das furchtbare Gefühl, das ich kannte, wenn ich Geschichten von missratenen, verstossenen Söhnen, Tunichtguten, gelesen hatte, das Gefühl als Mensch von allen Liebsten fallengelassen zu werden, begrub mich völlig, nicht zufällig fallen gelassen zu werden, sondern bewusst, mit Bedacht, mit Überlegung. Jahrelang ab da träumte

ich immer wieder einen Traum, oft mehrmals: Ich flog wie ein Vogel, unbeschwert, über eine unbekannte Landschaft, bis ich plötzlich senkrecht zu Boden stürzen begann. Die Todesangst kurz vor dem Zerschellen meines Körpers riss mich aus dem Schlaf.

Der ersten Brief von zu Hause enthielt ein Gedicht von Brecht: *„Ich habe gehört, ihr wollt nicht lernen, daraus entnehme ich, ihr seid Millionäre ... „* und so weiter. Vorwurf. Ich solle doch bitte lernen, sie wünsche mir, es gelänge, lieber Bub sein etc.. Das also, dämmerte mir, dachte sie über mich! Erstmals keimte in mir so etwas wie eine Erklärung über den Grund meiner „Verbannung“! Eine Wut stieg in mir auf, um gleich wieder einem traurigen Ausgeliefertsein Platz zu machen. Sie glaubten, ich wolle nicht, ich mache das mutwillig, aus Absicht ... missraten! Das hatte Papa ja immer gesagt: Du willst nicht.

Ach, wenn der nur gewusst hätte, wenn ich nur hätte reden können, und wenn er nur hätte sehen können – und reden! Ich war seit Beginn der APO-Unruhen an unserer Schule 1967/68 immer schlechter geworden in der Schule, konnte nicht mehr richtig lernen. Ich war zu nervös, um nur ruhig hinzusitzen. Ich hatte mich gequält, weil ich merkte, dass ich eigentlich gerne gut in der Schule gewesen wäre, aber es buchstäblich etwas in mir gab, was mich nicht lernen liess, das ich spürte, übermächtig, aber das mich steuerte, das ich nicht steuern konnte. Ich konnte nicht, was ich wollte, nicht ahnend, dass ich mir selbst im Wege stand, weil ich begonnen hatte, mich vor mir selbst zu verstecken. Nach dem Essen, wenn ich aufs Zimmer gegangen war, hatte ich mich oft mit übereinander geschlagenen Beinen hingesezt, zwischen die ich einen scharfkantigen Gegenstand schob, einen Bleistiftspitzer zum Beispiel, der mir Schmerzen zufügen sollte, und es auch tat, so dass ich nicht abschweifte. Nützen tat es nichts.

So wurden die Grundlagen gelegt für einen Kampf, den ich nach einem halben Jahr im Internat aufnahm. Anlass war eine Diskussion übers Schlagen der Kinder. Mein Freund Gerhard Knecht hatte die „Antiautoritäre Erziehung“ von A. S. Neil gelesen und vertrat, man solle Kinder nicht schlagen. Ich hielt dagegen, bis er schliesslich empört sagte, ich hätte das Buch ja gar nicht gelesen. Er hatte mich in meiner Arroganz getroffen, über etwas zu reden, ohne etwas davon zu verstehen. Ich war beschämt, lieh mir das Buch aus – und es wurde zur Explosion, als ich las, dass Kinder nicht das Eigentum der Eltern seien, dass man sie nicht befehlen sollte, sondern mit ihnen reden. So las ich es. Ich frass es. Las aller

heraus, was die Ungerechtigkeit zu Hause entlarvte. Ich beschloss nicht mehr zu gehorchen, liess mir die Haare lang wachsen.

Ich wollte mir nichts mehr von ihm sagen lassen, verweigerte den Kriegsdienst, kämpfte mit ihm, weil er ein so strenger Erzieher gewesen war, trug ihm das nach. In der Schule versagte ich, wurde schlechter, fiel durch Abitur durch. Mein Vater ärgerte sich nur noch über mich, weil ich nicht mehr gehorchte, lange Haare hatte, nicht mehr zur Kirche kommende Ideen hatte.

So kam ich schliesslich zur Universität. Und hier begann das politische Fruchte zu tragen, was bisher gelegt war: Der explodierte Konflikt mit dem Vater liess mich in die Arme der Frankfurter Schule laufen. Dort fand ich die scheinbare Erklärung, was mich kaputt gemacht hatte: Meine an und für sich berechtigte Kritik an der zu strengen Erziehung war vom völligen Missverstehen meines Vaters untermauert.

Als ich 2004 als 53-jähriger am Grabe meiner Mutter stand, konnte ich die Tränen weinen, die ein Mann weint, wenn seine Mutter stirbt. Und ich weinte sie doppelt, denn ich weinte auch für den Vater, nachträglich. Sie hatte ihn fast ein Vierteljahrhundert überlebt. Mutter hatte ich noch verstehen können dürfen, ehe sie starb: Aller Groll war von mir gewichen, als ich entdeckte, dass alles, wodurch ich mich immer so von ihr geplagt gefühlt hatte, auf einem irrsinnigen Schuldgefühl in ihr entstanden war. Aus dem mächtigen Streben danach, recht zu sein, ohne Schuld. Ja, so wollte ich auch einmal sein, das mächtige Gefühl kannte ich nur zu gut. Ich sah mich in ihr. Und ich konnte ihr nicht mehr böse sein. Sie war nun nicht mehr die Übermächtige, Dominante, eifersüchtig Herrschende, sondern eine alte gewordenen Dame, die versucht hatte, ihr Leben zu leben, wie sie es gelernt hatte. Die nach dem Krieg eine Liebe begonnen hatte mit dem ehrlichen Vorsatz, ihre Kinder sollten es einmal besser haben als sie. Was anders tue ich in meinem Leben? Ihre Fehler hatte sie dabei gemacht wie ich auch. Sie hatte an dem Gleichen gelitten, was ich auch kannte: am Rechtmachen. Was würde eines Tages mein Sohn zu mir sagen?

Da lag sie vor mir in ihrem Bett, 87 Jahre alt, zerbrechlich wie Glas, und sah ihren 53jährigen Sohn mit grossen ängstlichen Kinderaugen an: „*Was hab' falsch gemacht?*“ Wie oft konnte ich als Kind nicht einschlafen, ehe diese Mutter, die jetzt so kindlich vor mir lag, nicht mit mir gebetet hatte und ich nach den Zeilen des Liedes „*Breit aus die Flü-*

gel beide,... dies Kind soll unverletzt sein.“ einschließ, weil ich mich wieder von den Eltern und Gott angenommen fühlte. Jetzt stellte meine 87jährige Mutter meine eigene kindliche Frage. Und ich verstand, dass aus dieser Frage all ihr Zetern, Grollen, Streiten, Kritisieren, ihr schreckliches Eifersüchteln, das in Selbstmorddrohungen enden konnte, gekommen war, das mich immer so verletzt und geärgert hatte, weswegen ich immer dachte, sie würde sich wegen mir umbringen, denn sie hatte ja gedroht, sie bringe sich um. Und das war auch das kindlich bewundernde Gefühl gewesen sein, mit dem sie als BDM-Mädchen den Führer angehimmelt hatte, auf dem Lastwagen zum Schlageter-Fest fuhr.

Ja das war nicht recht gewesen, das hätte sie als Mutter anders tun können, dann wäre es besser gegangen. Aber sie konnte es nicht besser. Denn niemand hatte es ihr gezeigt. Und wenn jemand die Geschicklichkeit besessen hätte, es ihr zu zeigen, hätte er ihr ihre eigenen Schuldgefühle nehmen müssen. Und dann hätte sie es gerne anders gemacht. Mein Ärger war dem Verständnis gewichen, und ich gab ihrem Herzen die Nahrung, die es brauchte: *„Es ist alles gut gegangen, Mama. Heute haben wir alles in Ordnung gebracht. Es ist nichts übrig geblieben, weshalb Du Dir Sorgen machen musst. Morgen kommt ein neuer Tag. Schlaf gut.“* Meine umnachtete Mutter, die alles sonst vergass, verstand dieses Gefühl sofort. Lächelnd drückte sie meine Hand ganz fest: *„Dann ist ja alles gut, schlaf gut.“*

Zur Menschlichkeit des Menschen gehört, „dass er sich zum aufrechten Gang der Freiheit erhebt und als Freier zu Freien in Beziehungen tritt. Sie schlägt sich zuallererst in der Achtung vor der Würde des anderen nieder. Sie kann nur zu universaler Menschlichkeit werden, in dem sie über die individuellen Beziehungen von Person zu Person hinaus zu politischem Engagement für das Recht des Menschen als Mensch führt. Dies setzt die Selbstachtung des Menschen in seiner eigenen Würde voraus; denn erst von hier aus wird er zur Achtung vor der Würde des anderen fähig. Wo jemand nicht den Rechtszustand will, schlummern Vernunft und Moral noch: Er nimmt die Wirklichkeit seiner Mitmenschen, die des Rechtszustandes beraubt sind, gar nicht wahr. Er nimmt sie in dem Augenblick wahr, in dem er sich über die Verletzung der Menschenrechte anderer empört, weil er sich mit dem Mitmenschen zu identifizieren vermag. Dann erkennt er die Unvernunft des despotischen Zustandes und will die Vernunft des Rechtszustandes: Er will die Achtung vor den Menschenrechten, und in dem Masse, in dem er die Bedingungen ihrer Verwirklichung realistisch zu erkennen vermag, will er Gewaltenteilung und Demokratie.“

(Kriele, Martin. *Die demokratische Weltrevolution*. München 1987, S. 37f.)